

## Wer hat hier das Sagen? Zur Akteursorientierung in der Kulturanalyse

Silke Meyer und Timo Heimerdinger

Denkt man über den oder die kulturelle/n AkteurIn und die emische Konstruktion von Kultur nach, so wie Erich Kistler und Christoph Ulf es tun, dann gipfeln die dort angestellten Überlegungen in (mindestens) zwei Pointen mit programmatischem Charakter: a) die Lossagung von der Diskussion um den „richtigen“ Kulturbegriff samt der konsequenten Unterlassung jeglichen Definitionsversuches von Kultur und b) die stattdessen vorgeschlagene Favorisierung der emischen Perspektive als primäre Zugangsweise zum fraglichen Zusammenhang in beschreibender wie hermeneutischer Perspektive.<sup>1</sup>

So anregend diese beiden Standpunkte sind und so folgerichtig sie auf schon lange geführte Debatten um mögliche Essenzialisierungen, deren Vermeidung und die ertragreichsten Blickwinkel der Kulturanalyse reagieren, so sehr laden sie auch zur Antwort ein.

Wir möchten dies mit diesem Beitrag aus der Perspektive des Faches Europäische Ethnologie versuchen. Allerdings beziehen wir nicht ausschließlich in einer theoretisch-generellen Art und Weise Stellung, sondern gehen von spezifischen und konkreten Fragen methodischer Art aus, die sich in der kulturanalytischen Arbeit stellen, und erläutern einige Aspekte und Probleme an einem konkreten Fallbeispiel.

Zunächst aber doch einige Bemerkungen zur Problematik des Kulturbegriffs. Sicherlich ist es richtig, dass die Debatten hierum ausgreifend, lang und mühsam sind und es nicht gerade verlockend wirkt, den unzähligen Problematisierungen dessen, was Kultur sei oder nicht sei, noch einen weiteren Definitionsversuch hinzuzufügen. Allerdings erscheint auch die ostentative Enthaltensamkeit in dieser Sache merkwürdig. Und dies aus zwei Gründen: Erstens operiert das Kistler/Ulf-Papier fortwährend und an prominenter Stelle mit dem Kulturbegriff, sei es als solchem oder in verschiedenen Komposita wie Kulturbegegnung, Kulturtransfer, Kulturkontakt oder transkulturell. Vor diesem Hintergrund erscheint die konsequente Weigerung, definitiv Position zu beziehen, unbefriedigend, aus systematisch-konzeptioneller Perspektive vielleicht sogar gewagt. Zweitens ist die kritische Diskussion des Kulturbegriffs – wie von Kistler/Ulf skizziert zwischen Essenzialismusvorwurf und Verabschiedung –

---

<sup>1</sup> Vgl. Kistler/Ulf in diesem Band.

wie ebenfalls konstatiert, nicht an den Ethnowissenschaften vorbeigegangen, sondern wurde in vielfältiger Weise sogar von ihnen getragen.<sup>2</sup> Interessant ist nur: auch nach, trotz und wegen dieser umfassend rezipierten Diskussionen sind viele VertreterInnen zum Kulturbegriff zurückgekehrt bzw. bei ihm geblieben und dies durchaus nicht aus Ratlosigkeit oder mangels Alternativen, sondern ganz im Gegenteil genau deshalb, weil der Kulturbegriff in seiner Flexibilität und Dynamik dazu geeignet scheint, den Gefahren von Essenzialismus, monolithischer Abgrenzbarkeit, ahistorischer Naivität oder blindem Kontinuitätsdenken entgegenzutreten. So fasst z.B. der Münchner Europäische Ethnologe Johannes Moser in seiner 2007 gehaltenen Antrittsvorlesung nach einem langen Referat verschiedener Einwände zusammen, warum er dem Kulturbegriff weiterhin – aus Überzeugung und nicht aus Gewohnheit – die Treue hält: „Verstehen wir Kultur als einen Begriff, mit dem wir zu erklären versuchen, erstens wie Menschen Bedeutungen schaffen und ihrerseits wieder von diesen Bedeutungen beeinflusst werden und zweitens wie sie diese Bedeutungen in ihrem täglich Lebensvollzug – also in der Praxis – bestätigen oder transformieren, dann wird deutlich, dass es sich um ein Orientierungs- und Handlungssystem handelt, das nicht in Modi von Einheit oder Abgeschlossenheit gedacht werden kann.“<sup>3</sup> Von Essenzialismus keine Spur, ebenso wenig von Auflösung. Vielmehr scheint es so zu sein, dass sich gerade der Kulturbegriff durch eine analytische *und* integrative Leistungsfähigkeit auszeichnet, die ihn weiterhin empfiehlt. Die in soziologischen Debatten stattgefundenen Versuche, ihn vollständig durch Begriffe wie Wissen oder Praxis abzulösen, blieben in der Gesamtschau bislang partikular und letztlich erfolglos.

In der alltagsanalytischen kulturwissenschaftlichen Arbeit, sei sie nun europäischen oder außereuropäischen Zuschnitts, hat sich vielmehr gezeigt, dass weiterhin eine Begrifflichkeit gefragt ist, die kollektive wie individuelle, historische wie gegenwärtige und kognitiv-diskursive wie praxeologisch-performative Aspekte zu verknüpfen imstande ist. Und als eben diese Begrifflichkeit erweist sich der ebenso oft verworfene, geprügelte wie rehabilitierte Terminus „Kultur“. Gerade er stellt einen Denkhorizont bereit, der es erlaubt, in der Forschung ebenso struktur- wie akteursbezogen zu operieren.<sup>4</sup> Der kulturwissenschaftlich-hermeneutische Imperativ, Kultur eben nicht (nur) zu beschreiben, sondern vielmehr als Denk- und Handlungszusammenhang zu verstehen, ist eine grundlegende und weitreichende Konsequenz aus dieser Einsicht, die mittlerweile quer durch die Disziplinen geteilt wird, und die ja auch von Kistler/Ulf

<sup>2</sup> Vgl. zusammenfassend und exemplarisch Lentz 2009.

<sup>3</sup> Moser 2008, 232.

<sup>4</sup> Vgl. Heimerdinger 2010.

mit ihrem Vorschlag, die Kategorie des Emischen prominent, regelrecht prioritär zu setzen, artikuliert wird.

Damit kommen wir zum zweiten zu reflektierenden Punkt, und damit zur Dimensionierung des Emischen in der Kulturanalyse. Zu fragen wäre hier, wie konsequent und tragfähig eine solche Favorisierung des Emischen tatsächlich ist. Diese Frage ruft zwei Aspekte auf: erstens den Umstand, dass emisch sinnvoll nur in der Dialektik zu etisch zu diskutieren ist und daher geklärt werden muss, ob und inwiefern eine einseitige Favorisierung eines Teils dieses dialektischen Pärchens sinnvoll möglich ist. Zweitens mündet die Forderung nach einer verstehenden Kulturanalyse zwangsläufig in methodische Fragen, die sich am besten anhand einer konkreten Fallvignette diskutieren lassen. Nur so viel vorweg: im konkreten Forschungskontext erweist sich der Versuch, „das Emische“ zu isolieren, als denkbar vertrackt, fast schon als aussichtslos.

### Die emische Perspektive und das Feldforschungsparadigma

Die Orientierung an den Akteuren verlangt einen Perspektivwechsel der Forschenden, um – klassisch ethnologisch formuliert– „den Standpunkt des Eingeborenen, seinen Bezug zum Leben zu verstehen und sich seine Sicht seiner Welt vor Augen zu führen.“<sup>5</sup> Nachvollziehendes Verstehen, welches die zunächst irritierende Ambivalenz von empathischer Nähe und analytischer Distanz bewusst in Kauf nimmt, ist das Ziel der damit beschriebenen emischen Perspektive. Voraussetzung hierfür ist ein (längerer) Aufenthalt im Feld und das aktive Miterleben der zu erforschenden Tätigkeiten, Verhaltensweisen und ihrer Deutungen. Diese teilnehmende Beobachtung wird vielfach ergänzt durch qualitative Interviews, Netzwerkanalysen sowie durch die Auswertung serieller Daten.<sup>6</sup>

Die empirische Forschung zeichnet sich durch zwei Prozesse aus: einerseits erhalten die Forschenden Einblick in für sie fremde Lebenswelten und sammeln für sie neue Informationen. Feldforschung generiert damit originäres Material. Andererseits erfahren die Forschenden ihrerseits eine Sozialisation im Forschungsfeld, welche sie dialogisch und interaktiv ins Forschungsfeld eingliedert. Die hiernach entstehende „Reziprozität der Beobachtung zwischen Beobachter und Beobachtetem“<sup>7</sup> wird in der Ethnomethodologie mit den der Psychoanalyse entlehnten Begriff-

<sup>5</sup> Malinowski 1953 [1922], 49.

<sup>6</sup> In den ethnologischen Wissenschaften sind der methodischen Zugang der Feldforschung, seine Anliegen und Möglichkeiten wie seine Grenzen breit diskutiert worden. Einen ausführlichen Literaturüberblick liefert Schmidt-Lauber 2007, siehe auch grundlegend Beer 2003, Jeggle 1984, Dammann 1991.

<sup>7</sup> Devereux 1992, 42.

fen der Übertragung und Gegenübertragung beschrieben. Die gegenseitige Wahrnehmung sowohl der Forschenden wie der Erforschten beziehen sich nicht alleine auf die konkreten Äußerungen einer bestimmten Person, sondern auch auf deren Habitualisierungen wie auf ihre Kapitalstrukturen (Bourdieu). Nicht umsonst wird die Feldforschung in ethnologischen Kreisen als charakterbildende Erfahrung, gar als Initiation gewertet. Enthalten können sich die Forschenden dabei nicht, beim Interaktionsprozess Feldforschung spielt eben auch ihre Sicht ihrer Welt eine gewichtige Rolle für die Datenerhebung und -auswertung.

Die Position der Forschenden zwischen Nähe und Distanz, zwischen Verstehen und Analysieren zu finden, ist nicht immer konfliktfrei. Die Suche nach Nähe ist bei aller Forschungsethik zweckorientiert, und das im Interview Gesagte korrespondiert zwangsläufig mit Erwartungshaltungen auf beiden Seiten. In den Augen der Befragten bleibt je nach Themenbereich die Interessenslage der Forschenden unklar: handelt es sich um Spionage, vertreten sie Autoritäten oder Kontrollinstanzen? Geschlecht, Alter und Bildungsstand sowohl der Befragten als auch der Forschenden tragen zudem eine eigene Dynamik in sich. Kurz: Der Forscher oder die Forscherin begegnet im Feld auch immer sich selbst. Akteursorientierung bedeutet also nicht nur Orientierung auf die Feldpartnerinnen hin, sondern umfasst notwendigerweise ein reflexives Moment. Die forschende Person ist in der Forschung auch immer kultureller Akteur, sie kann gar nicht anders.

Die methodologische Konsequenz aus dieser grundlegenden Einsicht lautet daher: bewusste Interaktion. Die Aufgabe eines emischen Forschungszugangs ist es, mögliche Irritationen nicht als Störfaktoren zu sehen, sondern als „Erkenntnisgegenstand und Erkenntnisquelle“<sup>8</sup> in die Analyse mit einzubeziehen. Es gilt das Ideal des hermeneutischen Forschens in der Dialogizität mit dem Feld. Die emische Perspektive zu erfassen setzt voraus, dem Gegenüber umfassende Mitspracherechte in der Interpretation einzuräumen, wie sonst sollte man ihn oder sie verstehen können? Akteursorientierung heißt demnach auch, sich die Deutungshoheit mit den Feldpartnerinnen und -partnern zu teilen.

### *Irritationen im Feld. Ein Fallbeispiel*

Soweit die Theorie. Welche konkreten Schwierigkeiten das nachvollziehende Verstehen der emischen Perspektive bereiten kann, soll ein Fallbeispiel aus dem Habilitationsprojekt von Silke Meyer zeigen.<sup>9</sup> Thematischer

<sup>8</sup> Lindner 1981, 52; am Beispiel Timm 2001, 33–36.

<sup>9</sup> Für eine ausführlichere Beschreibung des Projektes siehe Meyer 2011 und Meyer 2007.

Fokus ist die Kreditkultur der deutschen Gegenwartsgesellschaft, das Forschungsinteresse richtet sich im Besonderen auf den Umgang mit geliehenem Geld und auf das Verständnis von Schulden machen und Schulden haben aus Akteursperspektive. Die Datengewinnung stammt in erster Linie aus qualitativen Interviews mit Schuldnerinnen und Schuldnern, flankiert von Experteninterviews mit Schuldnerberaterinnen sowie aus online-Foren über Verschuldung. Die Interviews wurden aufgenommen und im Anschluss transkribiert, wobei die verbalen Äußerungen durch körpersprachliche Aussagen wie Blickrichtungen und andere Verhaltensweisen, teils aus dem Gedächtnis, ergänzt wurden. Dialekte und Silbendehnungen wurden nicht transkribiert, Hörrückmeldungen und Stimuli nur, wenn sie in die Interpretation mit einfließen. Da die Präsenz der forschenden Person wie beschrieben unabdingbar zu einer empirischen Kulturanalyse gehört, wechselt ab hier die Formulierung in die persönliche Form. Dies trägt nicht nur zur Lesbarkeit bei, sondern stützt unsere Kernaussage: Feldforschung ist ein Interaktionsprozess mit unterschiedlichen kulturellen Akteuren.

Im Mittelpunkt steht die Interviewpartnerin Martina Tewes, die mit ihrer neun Monate alten Tochter in einem Ein-Zimmer-Apartment eines städtischen Wohnheims in Münster lebt. Das Interview wurde telefonisch vereinbart, zu dem Termin traf ich allerdings gemeinsam mit einem Sozialarbeiter der Stadt Münster ein, der sich wöchentlich nach dem Befinden von Martina Tewes' Tochter erkundigte. Die zeitgleiche Ankunft bzw. die doppelte Terminvergabe durch Martina Tewes macht deutlich, in welcher Rolle sie mich sah: für sie war ich ebenfalls eine Art Sozialarbeiterin und Amtsvertreterin, die in der Absicht kam, sie zu kontrollieren. Diese Verwechslung ist in der Feldforschung keineswegs selten, hier wurde sie durch das gemeinsame Eintreffen jedoch so verstärkt, dass es mir nicht gelang, die Assoziation meiner Person mit einer autoritären kontrollierenden Instanz wie der Schuldnerberatungsstelle, dem Finanz- oder Sozialamt auszuräumen. Von einem Vertrauensverhältnis kann also keine Rede sein, Martina Tewes' Haltung war dementsprechend abwehrend und verschlossen. Ihre Interpretation meiner Rolle wird auch im Vergleich zu anderen in diesem Projekt geführten Interviews deutlich: andere Interviewpartnerinnen kommentierten ihre Aussagen und meine Fragen oftmals mit Sätzen wie „Aber das wollen Sie bestimmt gar nicht wissen“ oder „Das ist für Sie sicher nicht interessant.“ Derartige Randbemerkungen zeigen, dass meinen Gesprächspartnerinnen vielfach nicht klar war, wie meine Frageintentionen aussahen und in welcher Absicht ich gekommen war. Bei Martina Tewes fehlten diese Seitenkommentare. Ich schließe daraus, dass sie ihre klaren Vorstellungen von meiner Absicht hatte. In ihren Augen war ich auf eine Erklärung ihrer Verschuldung aus sowie auf

Ungereimtheiten rechnerischer Art, auf falsche Angaben im Insolvenzverfahren und damit auch gegenüber ihren Gläubigern.

Der Einstieg in das Gespräch erwies sich demnach erwartungsgemäß als schwierig. Ich hatte den Besuch des Sozialarbeiters abgewartet und danach ein Gespräch über das Baby begonnen, um die beiden Interaktionen voneinander zu trennen. Dennoch lässt sich die Atmosphäre weiterhin als gespannt und unruhig beschreiben: es lief ein Fernseher, zunächst mit, dann ohne Ton, auf dem Sofa zwischen den beiden Gesprächspartnerinnen lag das Baby. Die Interviewpartnerin war vielfach abgelenkt, schweifete vom Thema ab oder unterbrach das Interview, um sich dem Kind zuzuwenden.<sup>10</sup>

Auf meine Bitte hin erzählte die Informantin zunächst die Geschichte ihrer Verschuldung: mit ihrem damaligen Lebenspartner tätigte sie einige größere Anschaffungen, darunter Möbel für ein Schlaf- und ein Wohnzimmer und eine Vespa auf Kredit. Die Kredite hierfür liefen in ihrem Namen. Zu dieser Zeit arbeitete sie als Verkäuferin in einem Bekleidungsgeschäft. Vor der Geburt des Kindes ging sie in Karenz, nahm jedoch etwas später einen Aushilfsjob in einer Pizzeria an, um „sich auch mal was leisten zu können.“<sup>11</sup> Als Ausgangspunkt ihrer Verschuldung nannte sie Mietschulden, nach der Trennung von ihrem Lebenspartner während der Schwangerschaft lebte sie alleine in der Wohnung und konnte die monatlichen Ausgaben nicht mehr bestreiten.

SM: „Wollen Sie mal erzählen, wie das alles angefangen hat mit der Verschuldung?“

MT: „(...) und dann wollt ich halt weg und alleine wohnen mit der Kleinen. Dann war zuerst die Miete für die Wohnung alleine und dann kam immer mehr zusammen. Ich war immer im Rückstand, konnt ja auch nicht mehr arbeiten mit der Kleinen. Also hab ich dann auch manchmal, hier und da, wenn eine Freundin auf die Kleine aufgepasst hat. (...) Ich brauchte das Geld ja schnell, sonst wäre ich aus der Wohnung nicht raus gekommen. Und da musst ich raus, es wurde ja immer mehr. (SM: „Mhm.“) Und da bin ich zur Bank. Das ging dann ganz gut, ich war erst mal die Mietschulden los und konnte ausziehen. Aber damit war das Geld auch weg. Und ich braucht ja auch was so für jeden Tag und die Kleine was zum Anziehen und das Ganze. (...) Und ich also wieder zur Bank:

die Kleine braucht ja was zum Anziehen und das ganze Drumherum.“

SM: „Ja, klar. Wie viel Geld haben Sie dann geliehen?“

MT: „Beim ersten Mal waren es 3000 Euro für die Ablösung der Miete. Und was man halt so braucht. Beim zweiten Mal war es aber weniger.“ [Das Interview wird unterbrochen, Martina Tewes nimmt ihr Kind hoch, gibt ihm einen Schnuller, daran knüpft sich ein kurzes Gespräch über das Baby.]

SM: „Gab es denn noch andere Möglichkeiten der Geldleihe für Sie?“

MT: „Ja, schon, meine Mutter hat uns auch immer was gegeben. Auch Spielsachen und Klamotten und so, man kriegt ja viel geliehen. (...) Aber ich brauchte doch etwas mehr, mit der Wohnung und so, und wie gesagt, ich wollte der Kleinen ja auch alles geben. Und so ein Kind braucht auch ganz schön viel. Ist ja auch richtig. Und dann bin ich wieder zur Bank, weil die haben ja das letzte Mal auch ja gesagt und diesmal brauchte ich nicht so viel, die Miete war ja bezahlt. Eigentlich waren es da nur so Sachen zum Leben.“

SM: „Und wie viel haben Sie beim zweiten Mal geliehen?“

MT: „Vielleicht so 2000. Das ging auch gut, so viel war es nicht, für die ja nur ein kleiner Spritzer.“

SM: „Und wofür haben Sie das Geld verwendet?“

MT: „Ja, gute Frage (lacht), das ging so durch. Ich brauchte natürlich auch eine Menge, für die Kleine, so der ganze Kram.“

Bereits aus diesen ersten beiden Sequenzen wird deutlich, wie sehr Martina Tewes daran liegt, im Interview ihr Kredit- und Konsumverhalten zu rechtfertigen. Fortwährend klassifiziert sie Geld für Babykleidung und für Kinderbelange als guten Konsum, Alkohol, Geld für Zigaretten oder „für Weggehen“ stellt sie als schlechte Konsumgewohnheiten dar. Dies ist an sich noch kein ungewöhnlicher Befund und entspricht den Erwartungshaltungen, die sie an sich selbst gerichtet sieht. Auch die an einigen Stellen erkennbaren Widersprüche – sie spricht einerseits von Babykleidung als größtem Posten in ihrem Konsumverhalten, andererseits von Geschenken und der Möglichkeit der Ausleihe – sind keine Seltenheit in der Interviewsituation. Eine Besonderheit ist mir jedoch bei der Transkription und beim wiederholten Abhören der Aufnahme aufgefallen: Martina Tewes wiederholte einige Sätze Wort für Wort und antwortete mit diesen Phrasen auf Fragen, die in ganz andere Richtungen zielen. So tauchte „aus der alten Wohnung habe ich nichts mitgenommen“ an unterschiedlichen Stellen im Interview auf, fast so, also ob es eine einstudierte Antwort wäre, um bestimmten Fragen auszuweichen oder Informationen zurückzuhalten. Auch verwies sie wiederholt auf Babykleidung, und dies nicht immer an Stellen, an denen nach der Verwendung des geliehenen Geldes gefragt wurde. Ich interpretiere sie als im Vorfeld überlegte Antworten, die sicher auch in ihren Auskünften zum Insolvenzverfahren eine

<sup>10</sup> Um es deutlich zu sagen: mir war direkt nach meinem Eintreffen durchaus klar, dass ich eigentlich das Interview hätte verschieben müssen. Da die Terminfindung aber ohnehin schon schwierig war und ich auf Martina Tewes als Interviewpartnerin aus verschiedenen Gründen nicht verzichten wollte, entschied ich mich, das Interview wie geplant durchzuführen.

<sup>11</sup> Alle Zitate stammen aus dem Interview mit Martina Tewes am 20.5.2008, geführt in ihrer Wohnung in Münster. Das Interview dauerte 50 Minuten. Der Name der Interviewpartnerin wurde geändert.

Rolle gespielt haben. Die Interviewpartnerin flüchtet sich strategisch in formelhafte Antworten und sucht sich dadurch zu schützen. Auch die häufigen Unterbrechungen des Interviews, gerade an Stellen, an denen das Baby keine Aufmerksamkeit einforderte, lassen sich als Ausweichmanöver interpretieren. Und eben weil der Redefluss stockte und sich die Ablenkungen häuften, begann ich, meine Informationen durch Beobachtungen in der Wohnung zu ergänzen. Schon bei meinem Eintreffen war mir ein großes Fernsehgerät aufgefallen, welches neueren Datums und von hoher Qualität war. Der Fernseher stach so deutlich aus der sparsam eingerichteten Umgebung heraus, dass ich begann, nach seiner Herkunft zu fragen.

SM: „Sind die Zimmer eigentlich möbliert?“

MT: „Ja, das meiste schon. Also Küche, Bett und Esstisch und so. Ich habe aus der alten Wohnung nichts mitgenommen. Das hat alles er behalten.“

SM (blickt zum Fernseher): „Nur den Fernseher? Der ist doch neu, oder?“

MT (blickt zum Fernseher): „Nee, das ist nicht meiner. Den hat ein Freund hier abgestellt. Der gehört ihm.“

SM: „Ach so. Eine schöne Leihgabe.“

MT: „Mhm.“

SM: „Sehr großzügig. Ja, so was ist doch bestimmt nicht billig.“

MT: „Keine Ahnung, ich glaub auch. Der hat noch einen.“

SM (nach einer Pause): „Auch so nen großen?“

MT: „Ja, genau, den hat er mir gebracht, nachdem ich eingezogen bin. Weil er hat keinen Platz.“

SM (sieht MT an): „Haben Sie einen eigenen Fernseher?“

MT (erwidert den Blick nicht, sieht immer noch zum Fernseher, Pause): „Nee, hab ich nicht. Aus der alten Wohnung hab ich nichts mitgenommen.“ [Unterbricht das Interview und wendet sich ihrem Kind zu.]

Hierauf folgen Gespräche über die Kommunikation mit der Bank, über den Weg zur Schuldnerberaterin und über neue Praktiken des Haushaltens wie das Führen eines Haushaltsbuches und die Nutzung von Tauschbörsen. Bewusst lasse ich von Fragen der Verwendung des geliehenen Geldes ab und konzentriere mich auf Strategien der Bewältigung von Verschuldung, nehme den Faden aber bei Beendigung des Interviews – zugegebenermaßen mit schwindender Glaubwürdigkeit – wieder auf.

SM (weist auf den Fernseher): „Also, der ist ja wirklich groß, ist bestimmt ein tolles Bild?“

MT: „Ja, ist schon klasse. Ist von Samsung, die Marke.“

SM: „Kenn ich, das ist ja gute Qualität.“

MT: „Lohnt sich schon, ich bin ja jetzt fast immer zu Hause. Und dann kommen meine Freundinnen und wir gucken zusammen.“

SM: „Ok. Seit wann haben Sie den denn?“

MT: „Ja, schon eine Weile. Den hat mir ein Freund geliehen.“

Mit meiner Fokussierung auf das Fernsehgerät gewann das Gespräch sicherlich nicht an Vertrautheit, aber vielleicht an Klarheit. Die Frage nach der Verwendung der zweiten geliehenen Summe schien mir zunächst beantwortet, unter anderem verweist die Formulierung „lohnt sich schon“ eher auf eine Anschaffung als auf eine Leihgabe. Und auch auf einer räumlich-analytischen Ebene ordnet sich die Szene. Als ich auf den Fernseher zu sprechen kam, wurde aus dem Dialog zwischen zwei Gesprächspartnerinnen eine Szene mit drei agierenden Teilnehmern. Der Fernseher und seine stumme Anwesenheit – der Ton war mittlerweile abgeschaltet – erhielt eine zentrale Rolle im Netzwerk der Beziehungen, er wurde zum Aktanten, welcher wesentlichen Einfluss auf den Verlauf des Interviews, auf die Erhebung der Daten und ihre Interpretation nahm.

Veranschaulichen kann ich dies an der Gesprächsanordnung. Saßen wir vor der Sequenz noch einander zugewandt auf dem Sofa – zwischen uns das Baby, welches immer wieder unsere Blicke auf sich zog –, hatten sich durch die Thematisierung des Fernsehers andere Sichtachsen und damit eine neue Sitzordnung ergeben. Wir saßen nach der Sequenz nahezu nebeneinander auf dem Sofa und blickten in Richtung Fernseher. Der gegenständliche Aktant Fernseher war zum Mittelpunkt des Interviews geworden, und aus dieser Position heraus beeinflusste er nicht nur die Datenerhebung, also meine Fragen, sondern auch meine Interpretation.

Denn, wie aus dem beharrlichen Nachfragen deutlich wird, glaubte ich meiner Interviewpartnerin nicht und sah in dem angenommenen Widerspruch und seiner narrativen Darstellung einen interessanten Erkenntnisgegenstand. Ein solches Misstrauen wäre in einem neutralen und unvernetzten Laborsetting nicht aufgekommen. Hätte ich Martina Tewes in einem Kaffeehaus interviewt, wäre das Gespräch sicherlich anders verlaufen. Aus der Relationalität des Akteur-Netzwerks heraus aber ergab sich ein Problem: Lüge oder Wahrheit, oder aber: wer hat denn nun das Sagen? Die interviewte Akteurin, die ihre Sicht der Dinge schildert, die interviewende Akteurin mit ihrer Deutung der Daten oder die Dinge, die das Gespräch umgeben und in diesem Fall deutlich lenken? In anderen Worten: sagte der Fernseher nicht schon alles?

Was fange ich also an mit dieser Akteurssicht, die ich ja nun in meinem Forschungsprojekt als die angestrebte propagiere, wenn die Binnensicht der Akteurin mit meiner Interpretation ihres Verhaltens – formelhafte Antworten, Verzögerungen, Ausweichen, Körpersprache – kollidiert? Der Umgang mit ihrer Darstellung verwies mich zurück auf meine Fragestellung: ein akteursorientiertes Verständnis von Schulden zu eruieren und den Umgang mit geliehenem Geld nachzuzeichnen. Der Gesprächstext bezog sich auf Babykleidung als adäquat dargestelltes Konsumgut, der Gesamttext auf ein Bedürfnis nach Rechtfertigung ihres Konsumverhaltens angesichts der angenommenen Erwartungshaltung der

Interviewerin. Es gibt also mehr als einen Umgang mit Schulden und mehr als eine Bedeutungsperspektive im Interview.

Von einer richtigen und einer falschen Aussage, von Wahrheit und Lüge zu sprechen, ist sicherlich verfehlt. Wie so oft in der Kulturanalyse mangelt es an Eindeutigkeit und Homogenität, oder anders gesagt: wie so oft ist die Lebenswelt komplexer als die analytischen Kategorien. Hierzu später mehr. An dieser Stelle bleibt die Frage, welche Deutungsversuche ich aus den Interviewaussagen gewinnen kann und bei wem letztlich die Deutungshoheit verbleibt. Der empirische Kulturwissenschaftler Utz Jeggle konstatiert, dass einem Ethnologen nichts Besseres passieren könne, als dass er belogen werde, moralische Entrüstung sei also fehl am Platz. Denn keiner lüge ohne Grund, und wer den Grund für die Lüge kenne, sei der Wahrheit näher als der, dem banale Dinge erzählt würden.<sup>12</sup> Die belogene Forscherin erfährt also sehr viel mehr über die Vorstellungen und Werte ihrer Gesprächspartnerin als diejenige, der auf Pump gekaufte Dinge aufgezählt werden. Die Lüge ist ein Schutzmechanismus, ähnlich wie die Verweigerung von Information durch wortkarge oder geschwätzigte Antworten, und sie ist gleichzeitig ein Entgegenkommen, denn sie ist ja auf die Erwartungshaltung der Forscherin abgestimmt. Martina Tewes meint klar zu erkennen, dass in meinem Wertekanon Anschaffungen für ein Baby Prioritäten haben vor hochwertigen Unterhaltungsgeräten. Und sicherlich habe ich auch körperliche Signale der Verstärkung gegeben, als es um die Babykleidung ging, während ich mein wahres Interesse an dem Fernsehgerät nur mühsam und offenbar ohne Erfolg kaschiert habe. Mit ihrer Antizipation meiner Erwartungshaltung verweist Martina Tewes auf meine Akteurschaft und ordnet mich ein in das Netzwerk der kulturellen Akteure.

#### *Feldforschung als Kulturkontakt*

Wenn sich kulturelle Akteure asymmetrischer Provenienzen und mit unterschiedlichen Erwartungen in einem sozialen Feld begegnen, lässt sich die Szene als Kulturkontakt interpretieren. Die jeweiligen Kontaktzonen dieser Begegnung werden unter anderem durch Hierarchien und Machtverhältnisse bestimmt. Entsprechend dem dialogischen Prinzip der Feldforschung ließe sich hier eine besondere Form des *middle ground* ausmachen, bei dem Hierarchien nicht eindeutig geklärt sind und in dem neben Imitation und Annäherung bewusste und unbewusste Bedeutungsverschiebungen in kreativen Missverständnissen stattfinden.<sup>13</sup> Einerseits

<sup>12</sup> Jeggle 1984, 104–105.

<sup>13</sup> Ulf 2009, 97–99.

nimmt die Informantin die Forscherin als Vertreterin einer Autorität wahr, der sie mit Vorsicht begegnen muss. Sie nimmt an, dass ein falsches Verhalten Konsequenzen haben könnte, daher bemüht sie sich, ihren Erwartungshaltungen zu entsprechen. Andererseits ist die Forscherin angewiesen auf die Informationen aus dem Interview, die Machtverhältnisse lassen sich aus ihrer Sicht auch umkehren, eindeutig sind sie jedenfalls nicht.



Abb. 1

Wie strukturverwandt Kulturkontakt und Feldforschung sind, zeigt ein Klassiker der Ethnologie, eine Fotografie aus der Melanesien-Feldforschung des eingangs zitierten Bronislaw Malinowski, hier im Gespräch mit dem Informanten Togugu'a (Abb. 1). Perfekt illustriert die Aufnahme die Problematik des Kulturkontakts wie der Feldforschungssituation. Auf den ersten und kolonial geprägten Blick baut sich der weiße Forscher in seiner hellen Tropenkleidung herrisch mit in die Hüfte gestemmtten Händen und einem Bein auf einen Baumstamm aufgesetzt vor seinem Informanten auf. Bei näherer Betrachtung und mit den Informationen aus der dazu gehörigen Publikation *Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien* (1929) aber erkennen wir die lässige Haltung, mit der der Informant an einem Baum lehnt und die den Forscher steif und deplatziert wirken lässt. Togugu'a's Perücke – Malinowski betitelt die Abbildung 68 mit „Der Ethnologe und ein Mann mit Perücke“ – steht für Männlichkeit, sexuelle Potenz und Attraktivität. Malinowski selbst äußert sich im Text dazu, für wie hässlich die Melanesier einen hellhäutigen und kahlköpfigen Europäer halten, die Bildunterschrift zur Abbildung 68 lautet: „Aus dieser Photographie kann der kritische Leser ersehen, wie es sich mit der Wahrheit der in Abschnitt 4 angeführten Behauptung verhält (Vergleich der Eingeborenen zwischen europäischem

und melanesischem Gesichtstypus, Kap. X, 2 und 4“). In den entsprechenden Abschnitten bekennt er nicht ohne Selbstironie:

„Europäer sind nach dem offenen Geständnis der Eingeborenen nicht schön. Das schlichte Haar (...), die Nase, ‚scharf wie eine Axtklinge‘; die dünnen Lippen; die großen Augen ‚wie Wasserpfüßen‘; die weiße Haut mit Flecken darauf wie bei einem Albino – all das ist nach Aussage (und gewiß auch nach dem Gefühl) der Eingeborenen häßlich. Ich will jedoch ihren guten Manieren und ihrer persönlichen Höflichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen und nicht verschweigen, dass sie stets eifrig behaupteten, ich bilde eine verdienstvolle Ausnahme von der Regel. (...) Über meine Stirn und mein Haar jedoch mir Komplimente zu sagen, verbot ihnen Klugheit und Ehrlichkeit.“<sup>14</sup>

Die Machtverhältnisse sind auch hier alles andere als eindeutig, die in der späteren Kritik geäußerten „Pose des Erbärmlichen, des Albinos, des mit Kahlköpfigkeit geschlagenen, der sich die Schmeicheleien seiner Mitmenschen erkaufte“<sup>15</sup> schreibt sich Malinowski bereits selbst zu.

Das Modell des Kulturkontakts auf die Feldforschungssituation zu übertragen lohnt auch an anderer Stelle: Richten wir den Blick auf den Moment nach der Begegnung, nach dem Austausch von Informationen, Gütern und Eindrücken, auf den Moment des Rückzugs, der Bewegung von einander weg, dann geschieht zu jenem Zeitpunkt essentielle Identitätsarbeit. Im Interview und auch in der Erinnerung daran stabilisierten sich für meine Informantin ihre Geschichte und damit ihre Wahrheit. Diese Eigenheit der Interview-Methode gilt es in der Auswertung besonders zu bedenken: vielfach generiert erst das Interview eine Erzählung, die es außerhalb dieser Situation so gar nicht gäbe. Alois Hahn spricht von der Methode deshalb als Biografiegenerator.<sup>16</sup> Martina Tewes sagte später der Schuldnerberaterin, die auch den Kontakt vermittelte, dass sie mir alles so gesagt hätte, wie es gewesen sei. Wie auch immer diese Wortwahl zu deuten ist – und wofür sie ihr Geld nun tatsächlich ausgegeben hat –, mit dem Interview rückte ihre Deutung in den Vordergrund und verfestigte sich, sie wurde Teil ihrer Biografie und ihrer Identität.

Für mich bedeutete der Rückzug an den Schreibtisch eine Reflexion meines Vorgehens und meiner Position als Wissenschaftlerin. Mit welchen Vorannahmen war ich zu diesem Interview gefahren? Wie habe ich mit der Interviewpartnerin interagiert, wonach habe ich gefragt, verbal und körperlich? Beide Akteurinnen erleben also die Begegnung als identitätsstiftend. Die Begegnung mit dem Fremden, so ein ethnologischer Gemeinplatz, verfestigt eben immer auch die Wahrnehmung des Eigenen.

<sup>14</sup> Malinowski 1929, 218.

<sup>15</sup> Hauschild 2002, 22; siehe auch Hägele 2007, 90–91.

<sup>16</sup> Hahn 2000, 100.

Zurück am Schreibtisch aber habe ich nun das Problem der Wissenschaftlerin, die die erhobenen Daten interpretiert und damit eine Deutung, nämlich ihre eigene, veröffentlicht, spricht: die von der emischen zurück in eine etische Perspektive wechselt. Unter den Formeln „Writing Culture“, „Othering“ und „Krise der Repräsentation“ ist dieser Kategorien und Ordnungen schaffende und verfestigende Prozess tief in das kritische Bewusstsein der Ethnowissenschaften eingedrungen.<sup>17</sup> Voraussetzung für diesen Wechsel ist, dass die emische Perspektive nicht nur der Beforschten, sondern auch die der Forscherin kritisch zur Diskussion gestellt wird. Nehme ich die Forderung nach einer akteursorientierten Perspektive ernst, dann muss ich auch meine Akteurschaft anerkennen und meine Erwartungshaltung und damit meinen Wertekanon in die Kulturanalyse einbringen. Nur wenn ich verstehe, warum die Informantin im Gespräch mit mir das Bedürfnis verspürt, ihr Konsumverhalten auf eine bestimmte Weise zu rechtfertigen, kann ich ihre Rechtfertigungsversuche verstehen, hinterfragen und dekonstruieren. Und nur dann, dann aber durchaus, kann ich die Deutungshoheit über das erhobene Material ergreifen.

Meine Rolle ist weder die der Schuldnerberaterin noch der Assistentin des Finanzamts. Dennoch habe ich den Anspruch, Dinge zur Sprache zu bringen, die mir eher die Mundwinkel verraten als der Mund selbst.<sup>18</sup> Hierfür muss ich den Forschungsprozess so transparent wie möglich machen, und dazu gehört die Thematisierung meiner selbst, meiner Erwartungen und meiner Wahrnehmungskategorien. Auch wenn es im wissenschaftlichen Diskurs teilweise verpönt ist, allzu viel von sich zu reden: die konsequente Akteursorientierung verlangt es.

Das Erleben von Alterität ermöglicht die Neubestimmung von Identität, dies gilt für den Kulturkontakt in Tauschbeziehungen wie für eine ethnologische Feldforschung. Letztere braucht das Fremdheitserlebnis besonders, denn nur so gelingt es ihr, aus der emischen Perspektive in die etische zu wechseln und damit die analytischen Kategorien ihres Forschungsinteresses anzuwenden. Denn im Forschungsprozess und besonders für die Schließung desselben ist es notwendig, sich von der dialogisch-partizipierenden Begegnung zwischen Beforschten und Forschenden auch wieder zu distanzieren, um eine theoriegeleitete Kulturanalyse mit der Etablierung von Ordnungen durchzuführen. Die Binnenperspektive allein ermöglicht noch keine Erkenntnis, erst im Transfer auf die Wahrnehmungskategorien von außen, bei Kistler/Ulf heißt es, erst im

<sup>17</sup> Fabian 1983; Clifford/Marcus 1986; Berg/Fuchs 1993; Geertz <sup>3</sup>1994; Knecht/Welz 1995.

<sup>18</sup> Dieses Bild verdanke ich Jeggle 1984, 93: „Der Kulturforscher will im Unterschied zum Linguisten nicht nur wissen, was der Mund sagt, sondern auch wie der Mundwinkel ein Fragezeichen setzt und das Auge die Aussage kommentiert.“

Kamera-Schwenk auf die Totale, formiert sich ein Ergebnis. Fremdeiterfahrung gehört damit essentiell zum Kulturkontakt wie zur Kulturanalyse, nur die etische Perspektive ermöglicht es, das Grundsätzliche wie auch das Spezifische eines kulturellen Phänomens zu erfassen. Denn letztlich lässt sich nur aus der Kenntnis des Inneren, aber in der den Vergleich ermöglichenden Sicht von außen das kulturelle Muster wie auch seine Variation erkennen. Die Deutungshoheit liegt damit letztlich bei den Forschenden, ohne deren Außensicht der Erkenntnisprozess unvollständig bliebe. Viel treffender formuliert es der Ethnologe Clyde Kluckhohn: „It would hardly be fish who discovered the existence of water.“<sup>19</sup>

### Schlussplädoyer in drei Thesen – zugleich eine Antwort auf Sexl, Kistler und Ulf

Zusammenfassend möchten wir die Kernpunkte unserer Überlegungen in drei Thesen darstellen, sie konturieren ein Verständnis von Kulturanalyse, wie es sich aus Fachtradition und Fachdiskurs der Europäischen Ethnologie ableiten lässt. Zugleich verbinden wir damit den Versuch einer expliziten Replik auf einige der Überlegungen, die Martin Sexl, Erich Kistler und Christoph Ulf zu diesem Band beigetragen haben – nicht um in erster Linie zu widersprechen, sondern vielmehr um den dialogischen Charakter, der die CEnT-Initiative prägen soll, auch zur (sozialen) Wirklichkeit werden zu lassen.

#### *Für eine theoriegeleitete empirische Kulturanalyse*

Ein zentrales Anliegen von Kistler und Ulf ist es, für einen kulturanalytischen Zugang zu plädieren, der die in Frage stehenden Phänomene nicht als gegeben annimmt oder setzt, sondern vielmehr in einer hermeneutischen Perspektive („emisch“, „von innen“) die Deutungs- und Wahrnehmungsleistungen der beteiligten Akteurinnen und Akteure ernst nimmt und sie zum Ausgangspunkt der Betrachtung macht. Hier kommt ein konstruktivistisches Grundanliegen zum Ausdruck, die zu untersuchenden Phänomene stets als in der Wahrnehmung hergestellte zu begreifen und somit etwaigen Vorstellungen von Essenzialität oder gar Objektivität systematisch entgegen zu treten. Ein solches konstruktivistisches Grundanliegen teilt auch Martin Sexl, allerdings kommt er zu anderen Schlussfolgerungen.<sup>20</sup> Seine Überlegungen beinhalten ebenfalls die eindringliche

Mahnung, vor lauter Akteursorientierung nicht in einen theorievergesessenen Empirismus zu verfallen, der sich deskriptiv an einer vermeintlich vorfindlichen Wirklichkeit abarbeitet, ohne konsequent die Bedingungen der Herstellung dieser Wirklichkeit als soziale und diskursiv verfasste zu reflektieren. So fordert Sexl kulturtheoretische Arbeit ein, die eben genau das untersucht, „was nicht sichtbar und der Empirie entzogen ist“, aber die Voraussetzung für das, was wir Wirklichkeit nennen, darstellt. Dieser Zurückweisung eines naiven und daher blinden Deskriptivismus ist uneingeschränkt beizupflichten. Allerdings würden wir in einer schwerpunktmäßig oder ausschließlich kulturtheoretischen Haltung<sup>21</sup> – sofern sich diese überhaupt noch als kulturwissenschaftlich verstehen ließe – ein gravierendes systematisches Problem sehen: Die Rede von der Reflektion der Bedingungen, die „uns“ oder „die“ Wirklichkeit gewissermaßen präkonfigurieren, droht zu verschleiern, dass – selbst in einem überschaubar scheinenden Raum höchst unterschiedliche Bedingungen für höchst unterschiedliche Wirklichkeiten vorzufinden sind. Die Formen des Umgangs, der Kommunikation und der Vergemeinschaftung etwa in einem Universitätsinstitut und einer Abteilung eines Industrieunternehmens – um nur ein Beispiel zu nennen – unterscheiden sich in relevanten Aspekten. Die Forderung nach kulturtheoretischer Grundlagenarbeit droht hier, so nachvollziehbar sie ist, mit ihrem generalisierenden Anspruch die Notwendigkeit soziokultureller, auch kleinräumiger Differenzierungen tendenziell auszublenden, denn diese sind nun einmal nur auf empirischem Weg zu leisten. Gerade und nur die empiriegesättigte Arbeit kann zeigen, wie different, feinziseliert und widersprüchlich sich das, was vordergründig „Wirklichkeit“ genannt werden mag, als vielschichtiges Neben- und Miteinander unzähliger, jeweils gültiger kultureller Wirklichkeiten darstellt. Auf diese empirische Perspektive samt ihren Differenzierungsmöglichkeiten zu verzichten, hieße, einer neuen „Lehrstuhl-Kulturwissenschaft“ anheimzufallen und damit einem homogenisierenden Kulturbegriff die Rückkehr zu ermöglichen – wenn auch nicht auf ideologisch-politischer, sondern auf theoretisch-systematischer Basis. Unser Plädoyer gilt daher hier einer empirischen Kulturforschung, die theoriegeleitet die Bedingungen ihres eigenen Vorgehens mitbedenkt.

<sup>19</sup> Kluckhohn 1949, 11.

<sup>20</sup> Sexl in diesem Band.

<sup>21</sup> Wobei zu betonen ist, dass Martin Sexl für einen solchen Empirieverzicht weder steht noch plädiert.



### *Für eine Dialektik der Perspektiven*

Dies führt uns zur zweiten These, der Forderung nach einem Bewusstsein für die unausweichliche Dialektik in der Ausbalancierung von Innen- und Außenperspektiven in der Forschungssituation. Emische und etische Perspektive gibt es zwangsläufig nur im Doppelpack, allein schon die Formulierung des Wortes „oder“ zwischen den Begriffen „emisch“ und „etisch“ schiene uns im Ansatz falsch. Ebenso wie ein Blick nur von außen ein hermeneutisches Anliegen verfehlen würde, liefe eine Singulärstellung (und sei es auch nur eine tendenzielle!) der Innenperspektive auf die schiere Übernahme der Informantensicht, in der Konsequenz auf eine Nacherzählung von z.B. Interviewmaterial hinaus. Beides kann nicht ernsthaft das Ziel kulturanalytischer Arbeit sein, die schwierige, aber unbedingt zu leistende Aufgabe besteht in der gleichzeitigen Verknüpfung und analytischen Separierung der Perspektiven. Wenn man diese Forderung ernst nimmt, dann landet man unweigerlich in Zusammenhängen, die sich als vielschichtig und komplex darstellen und daher methodisches und begriffliches Werkzeug erfordern, das dieser Komplexität zumindest einigermaßen gerecht zu werden vermag. Jeder Versuch, sich in den antagonistischen Bezügen von Theorie und Empirie bzw. Emik und Etik auf eine Seite zu schlagen, muss in unterkomplexen, daher ungeeigneten Simplifizierungen enden.

### *Für eine Beibehaltung des Kulturbegriffs*

Und dies ist auch der Grund, weshalb wir abschließend für eine Beibehaltung des Kulturbegriffs (lieber im Singular als im Plural) plädieren. Die Zusammenhänge, mit denen wir es zu tun haben, sind von Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten gekennzeichnet, vor allen Dingen aber sind sie nur vor dem Hintergrund ihrer Prozesshaftigkeit zu verstehen. Der Kulturbegriff ist in der Lage, genau diese Mittelstellungen des Lebens abzubilden: die Regeln und Modi, in denen Menschen leben, sind in einem gewissen Maß verbindlich, aber eben nicht determinierend, sie sind flexibel, wandel- und dehnbar, aber niemals beliebig. Sie sind historisch bedingt, aber für die Gegenwart und die Zukunft offen und schließlich sind sie von einer bestimmten kollektiven Reichweite, ohne einerseits universal oder andererseits rein individuell zu sein: genau dies kann ein semiotischer, prozessualer und konstruktivistischer Kulturbegriff leisten.

Sowohl Kistler/Ulf als auch Sexl äußern mehr oder weniger dezidierte Vorbehalte gegen den Kulturbegriff. Wir setzen diesen Vorbehalten sowohl seine Leistungsfähigkeit entgegen als auch den Umstand, dass uns *bislang noch kein besserer (im Sinne von tauglicherer) Begriff unterge-*

kommen ist. Martin Sexls Skepsis fußt wesentlich in der Auffassung, dass der Kulturbegriff mit seiner angeblichen Nähe zu einem Assoziationsfeld von „Herkunft“, „Vorfindlichkeit“, „Organologie“ und „Essenz“ die Gefahr von Naturalisierungen einerseits und Verschleierung weiterer Bedingtheiten andererseits mit sich bringe. Als Alternative schlägt er die – zumindest partielle – Verwendung des Gesellschaftsbegriffs vor, der eher an ein Bedeutungsfeld von „Vertraglichkeit“, „Übereinkunft“, „Rationalität“ oder „Freiwilligkeit“ anschlussfähig sei und somit die oben genannten Gefahren zu vermeiden helfe. Sicherlich ist es sehr sinnvoll, über begriffliche Differenzierungen und Alternativen nachzudenken und zu verfügen und gerade auch in der wissenschaftlichen Arbeit stets zu versuchen, genau das zum Ausdruck zu bringen, was gemeint ist, und nicht einfach mit dem wohlfeilen begrifflichen Allzweckmittel des „Kulturellen“ über die vielfältigen Einzelaspekte der sozialen Wirklichkeit – seien sie ökonomischer, politischer, gruppenstruktureller, psychologischer oder sonstiger Beschaffenheit – plump „drüberzukleistern“. Dennoch überzeugt uns Martin Sexls Vorschlag aus zwei Gründen nicht völlig: Erstens trifft der Vorwurf der tendenziellen Essenzialisierung nur in bestimmten Fällen der Begriffsverwendung zu, speziell im öffentlich-politischen oder teilweise auch feuilletonistischen Raum, gerade dann, wenn „Kultur“ im Plural verwendet und insbesondere großräumig, also auf Länder, Kontinente oder große Menschengruppen bezogen gedacht wird. Hier ist sicherlich kritische diskursanalytische Arbeit zu leisten und jede Form der Essenzialisierung zu dekonstruieren. Bei kleinräumigeren Anwendungen, die etwa die Stratifizierung innerhalb von Gesellschaften zum Thema haben, sehen wir eher einen gegenteiligen Effekt: hier steht der Kulturbegriff in einer engen Koppelung zur sozialen Position oder habituellen Fragen und widerspricht eher Naturalisierungstendenzen. Der zweite Einwand bezieht sich auf einen gewissen Widerspruch, der uns aus Martin Sexls Text entgegenzukommen scheint: Während er im letzten Teil seiner Ausführungen für die Vertragsmetapher und den Gesellschaftsbegriff argumentiert und damit das Moment der freiwilligen, weniger empathischen, aber tendenziell reversiblen Übereinkunft betont, findet sich an einer früheren Stelle seines Textes ein gegenläufiges Argument: Im Anschluss an Lacan betont er den Umstand, dass der Mensch in eine Ordnung hineingeboren werde, die er sich selbst nicht ausgesucht habe. Dieses Zwangsmoment taucht in der späteren Argumentation fast nicht mehr auf, ist unseres Erachtens jedoch wesentlich für die Zusammenhänge, die wir kulturell nennen: es ist die Erfahrung von Unweigerlichkeit und Verbindlichkeit – und aus emischer Perspektive damit auch Selbstverständlichkeit – die für viele Zusammenhänge der menschlichen Sozialisation (bzw. Enkulturation) und des menschlichen Verhaltens von höchster Relevanz ist. An diesem – aus Akteursperspektive formulierten – Befund kann auch

eine marxistisch inspirierte Kulturwissenschaft, die die Welt als prinzipiell kontingent und damit auch veränderbar begreifen will, nicht einfach vorbei.<sup>22</sup> Auch wenn die Welt anders sein könnte oder anders werden kann, so ist sie es in einer bestimmten einzelnen Situation eben oft nicht – und zwar aus kulturellen Gründen. Kultur als Konzept indiziert beide Seiten der Medaille: die prinzipielle Konstruiertheit menschlicher Lebenswelt und die situative Gebundenheit des Menschen an Muster, die er weder selbst erfunden hat, noch die er *einfach so* hinter sich lassen kann. Das ist der besondere Charakter des Kulturellen und deshalb halten wir am Kulturbegriff fest: gerade wegen seiner Vielschichtigkeit, seinem sowohl-als-auch, seiner Dehnbarkeit und seiner Fähigkeit, Widersprüche und Ambivalenzen zu synthetisieren. Nur so kommen wir der von uns zu untersuchenden Wirklichkeit möglichst nahe.

### Literatur

- Beer, B. (Hg.) (2003): *Methoden und Techniken der Feldforschung*, Berlin
- Berg, E./Fuchs, M. (Hg.) (1993): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M.
- Clifford, J./Marcus, G. (Hg.) (1986): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley/Los Angeles/London
- Dammann, R. (1991): *Die dialogische Praxis der Feldforschung. Der ethnographische Blick als Paradigma der Erkenntnisgewinnung*, Frankfurt a.M./New York
- Devereux, G. (1992): *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* (1967), Frankfurt a.M.
- Fabian, J. (1983): *Time and the other. How Anthropology Makes Its Object*, New York
- Geertz, C. (<sup>3</sup>1994): „Deep Play. Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf“, in: Geertz, C.: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M., 202–260

<sup>22</sup> Hieran schließt sich die wichtige, wahrscheinlich sogar zentrale Frage an, welches Verhältnis Geisteswissenschaften zur gesellschaftlichen Wirklichkeit einnehmen wollen, sollen und können. Zwischen direkter Intervention, Artikulation von Gegen- und Alternativentwürfen, hermeneutisch-kritischer Analyse bis hin zu Deskription ohne Veränderungsabsicht spannt sich ein kontrastreiches Spektrum der Positionen, das unbedingt – aber leider nicht hier – diskutiert werden muss. Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass unterschiedliche kulturwissenschaftliche Fragestellungen sich bei genauerem Hinsehen Disziplinen zuordnen lassen, die zwar alle unter dem Label der Kulturwissenschaft firmieren, dennoch aber nicht das gleiche Erkenntnisinteresse verfolgen. Gerne gestehen wir ein, dass an dieser Stelle der Begriff der Kultur eher verschleiert als präzisiert.

- Hägele, U. (2007): *Foto-Ethnographie. Die visuelle Methode in der volkswissenschaftlichen Kulturwissenschaft*, Tübingen
- Hahn, A. (2000): *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte*, Frankfurt a.M.
- Hauschild, T. (2002): „Zur Kritik der postkolonialen Kritik. Spurensuche in Malinowskis ethnologischen Fotografien“, in: *Fotogeschichte* 22, 13–32
- Heimerdinger, T. (2010): „Cleverer Kultur. Die Schnullerfee als elterliches Risikomanagement“, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, Neue Serie 113, 1, 3–21
- Jeggle, U. (1984): „Verständigungsschwierigkeiten im Feld“, in: Jeggle, U. (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse*, Tübingen, 93–112
- Jeggle, U. (Hg.) (1984): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse*, Tübingen
- Kluckhohn, C. (1949): *Mirror for Man*, New York
- Knecht, M./Welz, G. (1995): „Ethnographisches Schreiben nach Clifford“, in: Hauschild, T. (Hg.): *Ethnologie und Literatur*, Bremen, 71–94
- Lentz, C. (2009): „Der Kampf um die Kultur. Zur Ent- und Re-Soziologisierung eines ethnologischen Konzepts“, in: *Soziale Welt* 60, 3, 305–324
- Lindner, R. (1981): „Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß“, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 77, 51–66
- Malinowski, B. (1929): *Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien*, Leipzig/Zürich
- Meyer, S. (2007): „Sofortkredit. Zur kulturellen Praktik der Verschuldung“, in: *Jahrbuch für Europäische Ethnologie*, Dritte Folge 2, 105–120
- Meyer, S. (2011): „Prekäre Beziehungen. Zur kulturellen Logik des Kredits“, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* Neue Serie 114, im Druck, 163–185
- Moser, J. (2008): „Volkswissenschaftliche Perspektiven“, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 104, 225–243
- Schmidt-Lauber, B. (<sup>2</sup>2007): „Feldforschung“, in: Götsch, S./Lehmann, A. (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, Berlin, 219–248
- Timm, E. (2001): *Ausgrenzung mit Stil. Über den heutigen Umgang mit Benimmregeln*, Münster
- Ulf, C. (2009): „Rethinking Cultural Contacts“, in: *Ancient West & East* 8, 81–132

## Abbildungsnachweis

Ethnographer with a Man in a Wig, The Library of the London School of  
Economics and Political Science, Signatur Malinowski/3/SOS/68.

CULTURAL ENCOUNTERS AND TRANSFERS

Herausgegeben von der Forschungsplattform CEnT

Band 1 – 2012

# Kulturelle Akteure

Herausgegeben von  
Christoph Ulf  
Eva-Maria Hochhauser

Königshausen & Neumann

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
CHRISTOPH ULF, EVA-MARIA HOCHHAUSER Exzellenzuniversität – Cultural Encounters and Transfers – Kulturelle Akteure. Eine Einleitung.....	9

## THEORIEN UND METHODEN

ERICH KISTLER, CHRISTOPH ULF Kulturelle Akteurinnen und Akteure – Die emische Konstruktion von Kultur und ihre Folgen .....	21
MARTIN SEXL Zeichen, Wirklichkeit, Gesellschaft – ein Kommentar zum CEnT-Konzeptpapier .....	71

## ANALYSEN

Europäische Ethnologie SILKE MEYER, TIMO HEIMERDINGER Wer hat hier das Sagen? Zur Akteursorientierung in der Kulturanalyse.....	105
INGO SCHNEIDER „We are not just doing HipHop. We are HipHop.“ Über kulturelle Akteure und kulturelle Objektivierungen.....	125

## Translationswissenschaft und Linguistik

CORNELIA FEYRER Risikokommunikation in der Medizin im Kontext von Kulturkontakt, Kulturtransfer und Translation .....	141
SEBASTIAN FINK, MARTIN LANG Bilingualität im Alten Orient – Räume und Akteure.....	177

### *Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2012  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
Umschlag: skh-softics / coverart  
Umschlagabbildung: Spectral-Design: Verbundenes Team © fotolia.com  
Bindung: Zinn – Die Buchbinder GmbH, Kleinlöder  
Alle Rechte vorbehalten  
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8260-4792-3  
[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)  
[www.buchhandel.de](http://www.buchhandel.de)  
[www.buchkatalog.de](http://www.buchkatalog.de)

## Archäologien

VERONIKA SOSSAU

Prostitution und Migration in der griechischen Antike –  
Akteursperspektiven ..... 199

MATTHIAS HOERNES

Barbar, Fremdenmörder, Menschenfresser.

Zur visuellen Konstruktion von Fremdheit in archaischen und  
klassischen Busiris-Bildern ..... 233

## ANWENDUNGEN

CHRISTOPH ULF, EVA-MARIA HOCHHAUSER, TIMO HEIMERDINGER

„Es ist ein Teil von mir“. Eine anwendungsorientierte Skizze von  
Formen und Prozessualität(en) von (kulturellen) Identitäten..... 273